

Der erste Schnee.

Gambrone von Friedrich von Schlicht.

Wir hatten unsern Jungen zu Weihnachten einen Schlitten geschenkt, und das war eigentlich ein Luffin, denn am Weihnachts-Abend hatten wir das reine Frühlingswetter, es war so warm, daß wir nach der Bescherung am offenen Fenster saßen.

Ich hatte meiner Frau noch am Tage vor dem Feste eingeredet versucht, daß ein Schlitten augenblicklich ein Luffin sei, gebrauchen konnte ihn der Junge ja doch nicht, aber meine schönsten Worte waren zwecklos, sie schreiteten an der häßlichen Entgegnung meiner Frau: „Aber er wünscht ihn sich doch so.“

„Dagegen ist nichts zu machen, gegen diesen triftigen Grund ist man machtlos, er wünscht ihn sich so“, folglich mußte er ihn haben, zumal der Junge unter ein einziges Kind ist.

Die „einzigsten“ Kinder haben es eigentlich herrlich, alle Sünden und Vergehen werden ihnen verziehen, und weil es eben „das einzige“ ist, bekommt es bei festlichen Gelegenheiten so viel Gehör, daß es auch für die fehlenden sechs Geschwister mehr als genug wäre.

Das hatten wir so recht bei dem Geburtstage unsern Jungen im Sommer gesehen; was hatte er da nicht Alles geschenkt bekommen von uns, den jürlischen Eltern, und noch jürlischeren Tanten: von der Trompete, die Gott sei Dank nach der ersten halben Stunde so verbogen war, daß sie keinen Ton mehr von sich gab, bis zu einer Turmfeuerwehr mit einer kleinen Dampfbrühe, vor deren Strahl nichts im Hause sicher war, was Alles vorhanden, Alles, Alles, sogar ein bellender Hund aus Tsch. Dieser Hund bellte, sowie man den Gummiball zusammendrückte, den der Köter an einem Schlauche um den Hals trug, „nur einmal ordentlich drücken, dann bellt er“, hatte mich der Händler auf der Friedrichstraße versichert; zu spät bemerkte ich, daß ich angeführt worden war, der Hund bellte nicht, wenn man den Gummiball zusammendrückte, sondern wenn man selbst mit dem Munde „Wau-Wau“ machte. Dann bellte schließlich Alles, selbst eine Liffasäule.

Stauend hatten wir mit unsern Jungen den Geburtstagsstift benundert und ihn dann gefragt: „Na, Bengel, freust Du Dich nun wenigstens darüber, daß alle Menschen Deineinwesen so viel Geld ausgegeben haben?“ Da hatte der Knirps von drei und einem halben Jahre mich mit seinen großen, blauen Augen angesehen und statt „Dante“ nur gesagt: „Weihnachten bekomme ich einen Schlitten, und wenn es schneet, dann fahre ich mit dem Schlitten spazieren, nicht Papa?“

Was vor ihm auf dem Tische lag, hatte keinen Reiz mehr für ihn, ihn lockte nur das Futtermittel, und der Schlitten spielte fortan die Hauptrolle in seinem Leben.

Wenn er des Mittags sein Fleisch nicht essen wollte, oder wenn er die „Bepentstollen“ (Brattartoffeln) liegen ließ, hieß es: „Wer seinen Teller nicht leer ist, kann keinen Schlitten bekommen.“

Das half stets Wunder, viele Wochen hindurch, aber einmal verfehlte auch diese Redensart ihre Zauberverwirkung: er sollte etwas aufgeben, das er im Jörn auf die Erde geworfen hatte.

„Gut, dann bekommst Du auch keinen Schlitten.“ Da sah der Bengel mich frech an und sagte: Ich will auch gar keinen haben, das hab' ich nun immer so gesagt.

„Na“, sagte ich, „es ist gut, daß ich das weiß, dann kann Wilhelm (unser Diener) den Schlitten ja gleich wieder zum Kaufmann bringen, und ich stand auf, anscheinend, um meine Drohung auszuführen; mit großen Augen sah er mir nach.“

Am Nachmittag kam mein Junge zu mir. „Pappan, zeig' ihn mir mal.“ Ich sah bei der Arbeit und wußte nicht, was Vater, so wird unser Bube frei nach Gamme Rüte genannt, wollte. „Du, Pappan, zeig' mich mal den Schlitten.“

Ich so, das war's. „Ich mache mein ernstes Gesicht, in dem ich schwerer Kummer und die Betrübniß, einen so ungerathenen Sohn zu haben, aussprachen, und sagte dann mit wehmüthiger Stimme: „Das geht nun leider nicht, Wilhelm hat den Schlitten heute Nachmittag fortgebracht.“

Festliche Stille. „Du, Pappan.“ Klang es da wieder. „Nun?“ „Du Pappan, Wilhelm hat gesagt, das wäre gar nicht wahr.“ Einen Augenblick ward ich unangenehm berührt, auf einer Lüge ertappt zu sein, dann sprach ich mit Nachdruck: „Was Dein Vater sagt, ist immer wahr, auch wenn Wilhelm sagt, das es nicht wahr ist, das merke Dir, mein Sohn, und nun geh' hin und spiele! Das aber sage ich Dir im Voraus: wenn Du mit Deiner Dampfbrühe wieder Mamas Gartenkübel begießt, damit die daran befindlichen Papierblumen ordentlich wachsen, gibt es Klaps; verstanden?“ Etwas beleidigt, zog mein Sohn und Erde von dannen.

Selbstverständlich war der Schlitten vom nächsten Tage an wieder sein Lieblingswunsch, es verging kein Tag, an dem er nicht wenigstens dreimal sagte: „Und Weihnachten krieg' ich einen Schlitten nicht Papa?“

„Aber wenn ich denn ein Schlitten hab', denn fahr ich Schlitten, nicht Mama?“ Und nun war der Schlitten da, ein leichtes, zierliches, dabei aber doch festes und solide gearbeitetes Ding, ein Meisterstück der modernen Baukunst.

Der Jubel des Jungen konnte keine Grenzen, er war so erfreut, daß er gar nicht daran dachte, sich sofort etwas Neues zum Geburtstag zu wünschen. Das that meinem väterlichen Herzen wohl.

„Morgen fahre ich Schlitten, nicht Papa?“ „Gewiß“, gab ich zur Antwort, „wenn morgen Schnee da ist.“

„Vanges Nachdenken.“ „Und wenn kein Schnee da ist, fahre ich in der Stube Schlitten, nicht Mama?“ Aber davon wollte selbst die jürlische Mama nichts wissen, ihr Teppich und ihre schön gestöckten Fußböden lagen ihr denn doch zu sehr am Herzen.

„Das geht nicht, mein Liebling“, gab sie zur Antwort, „Nüter fährt Schlitten, so bald Schnee ist, und wenn Nüter ganz artig ist, schenkt Dein Papa Dir auch noch einen Jügel mit kleinen Schellen.“

„Das fällt Deinem Papa gar nicht ein“, gab ich zur Antwort (in Parenthese sei es hier gleich bemerkt, daß der Junge, um Wilhelm, der darüber wahrscheinlich sehr erregt gewesen sein wird, ordentlich einspannen zu können, den Jügel am nächsten Tage doch erhielt).

Als der Herr Sohn am Weihnachtsabend endlich schlafen ging, wollte er natürlich den Schlitten mit zu Bett nehmen; nach langen Unterhandlungen wurde ein Compromiß dahin abgeschlossen, daß an dem Schlitten ein Band befestigt wurde, das Herr Nüter während des Schlafens in der Hand behalten durfte.

Am nächsten Morgen, als der Junge Schlitten fahren wollte, war, so weit das Auge reicht, selbst mit Hilfe eines ausgezeichneten Fernglases, keine Schneeflocke zu entdecken.

Kinder wollen mehr wissen, als die sieben Weisen von Athen zu beantworten vermöchten, und so sagte der Junge denn: „Papa, warum hat es nicht geschneet?“ Eltern müssen stets so thun, als ob sie Alles wissen, und so sagte ich denn: „Das kommt, weil Du gestern Abend nicht artig zu Bett gegangen bist, das ist die Strafe.“

„Dann will ich nun ganz artig sein, dann giebt es morgen aber auch Schnee, nicht Papa?“ Am nächsten Morgen war natürlich auch kein Schnee da.

Wieder wollte mein Junge dafür eine Erklärung haben. Ich erzählte ihm das Märchen von der Frau Holle. „Warum hat Frau Holle denn ihr Bett heute Morgen nicht gemacht?“ „Frau Holle ist verreist“, gab ich zur Antwort.

„Woher weist Du das, Papa?“ „Ich habe heute Morgen einen Brief von ihr erhalten, sieh, hier ist er.“ Und ich zeigte ihm eine alte Postkarte. „Warum ist Frau Holle denn verreist?“ „Ja, wußte ich es? Ihr eines Kind ist krank, aber so bald sie wieder zurück ist, will sie ihr Bett machen, dann kann Nüter schon Schlitten fahren.“

„Kommt sie bald wieder zurück?“ Ich sah nach dem Kalender, es war der 26. Dezember; einmal mußte es doch Winter werden, so sagte ich denn: „Gewiß, sie kommt bald zurück.“

„Aber Frau Holle kam nicht.“ „St du das kleine Zint immer noch krank?“ fragte mich der Junge nach ein paar Tagen. „Leider, leider“, sagte ich, „aber es wird nun bald wieder ganz gesund.“

Woche auf Woche ging dahin, und bald sehnte ich den ersten Schnee nicht weniger sehnsüchtig herbei als mein Junge, ich wußte keine Ausreden mehr, die ewigen Fragen: „Pappan, giebt es morgen Schnee?“ fringen an, mich nervös zu machen.

So kam der siebente Februar heran; nie werde ich den Tag vergessen. Ich war am Abend vorher in einer Vereinskongregation gewesen und spät, sehr spät nach Hause gekommen.

Ich lag noch im besten Schlummer, als ich davon erwachte, daß mich jemand an meinen Schnurrbartbaren zog — zu den angenehmsten Gefühlen der Welt gehört dies gerade nicht.

„Pappan, Pappan, mach doch auf.“ Vor mir stand mein kleiner Junge, so frisch und rosig, daß ich es nicht über mein Herz brachte, ihn wegen der Schmerzen, die er mir verursacht hatte, zu schelten.

„Pappan, bist Du wach?“ Ich gab ihm einen Kuß. „Pappan, weißt Du was?“ „Nun?“ „Pappan, es hat geschneet, Frau Holle ihr kleines Kind ist nun wieder ganz gesund, das is nun schon, nicht Papa?“

Hans Küter machte ein ganz erstauntes Gesicht, als ich ihm anstatt jeder Antwort noch einen Kuß gab. „Pappan nun kann ich Schlitten fahren.“ „Das versteht sich, auf einmal Wil-

helm, der soll gleich mit Dir im Garten spielen.“ „Erst muß ich zur Schule gehen, aber wenn ich dann zurückkomme, dann kann ich mit dem Schlitten fahren, nicht?“

Mein Junge war klüger als ich, im Augenblick hatte ich es ganz vergessen, daß er seit einem Vierteljahr den Kindergarten besuchte: jeden Morgen marschirte er, die Hände in warmen Pelzfingern, die Hände in der Paletottafel vergraben, stolz zur Schule. Am ersten Tage hatte ich ihn selbst hingeleitet, für die Kinder der Nachbarschaft war kein erster Schulgang ein Ereigniß gewesen. Neugierig und verwundert hatten sie ihn angehaert und ein Junge bat: „Nüter, nimm mich mit.“

Da drehte mein Sohn und Erde sich stolz um und sagte: „Das möchtest Du wohl, was?“ und ging, ohne seine Spielkameraden eines weiteren Blickes zu würdigen, von dannen.

„Natürlich“, sagte ich, „erst muß Du zur Schule gehen, aber heute Mittag fahre wir zusammen Schlitten. Nun laß Papa aber noch einen Augenblick schlafen, Pappan ist nicht ganz wohl.“

Jürlisch und theilnehmend streichelte er mich mit seinen kleinen, weichen Händen, und ich schämte mich, ohne recht zu wissen, warum.

Als ich endlich aufstand und neugierig zum Fenster hinaus sah, war kein Schnee zu sehen, die Sonne, die hell und frohlich schien, hatte ihn wieder geschmolzen, mein Garten sah aus wie eine große Pfütze.

Wir that mein Junge leid, aber auch ich sollte die Wahrheit des alten Wortes erfahren, daß die Eltern sich oft unethisch um ihre Kinder kümmern: Hans Küter kam glückselig aus der Schule zurück.

Der Junge ist verständiger als ich dachte, sprach ich zu mir selber, er gewöhnt sich bei Zeiten daran, das Unabänderliche mit Würde zu tragen.“

„Ich ging aus, um eine Besorgung zu machen, als ich um zwei Uhr zum Mittagessen heimkehrte, fand ich meine Frau allein.“

„Wo ist Nüter?“ fragte ich. „Er fährt mit Wilhelm Schlitten“, lautete die Antwort. Ich glaubte nicht richtig verstanden zu haben. „Er wollte so fürchtbar gern, fuhr meine Frau fort, als sie mein erstauntes Gesicht sah, „Wilhelm und er sind mit dem Schlitten fort und suchen eine Stelle, wo noch Schnee liegt.“

Da können sie lange suchen“, erwiderte ich, „hätte ich das aber im Voraus gewußt, so hätte ich mich nicht so damit beeilt, nach Hans zu kommen. Wann essen wir denn?“

„Es ist alles fertig“, gab meine Frau zur Antwort, „ich warte nur auf Minna, (unser Kinder mädchen), ich habe sie hingeschickt, um Wilhelm zu sagen, daß er nach Hause kommt.“

„Weißt Du denn, wo Wilhelm ist?“ „Nein“, klang es etwas kleinlaut. „Nun“, sagte ich, „irgendwo werden sie ja wohl gefunden werden, laß mich rufen, wenn es so weit ist.“

Ich ging in mein Zimmer und wartete eine Viertelstunde nach der anderen, meine schlechte Laune aber nahm von Minute zu Minute zu — ein feuerfeste Krater war schließlich im Vergleich mit mir ein auf Eis gelegter Eisklob.

Um drei Uhr ging ich zu meiner Frau. „Wir wollen jetzt essen, laß die Köchin bitte aufräumen.“

Die Suppe war angebrannt, das Fleisch zäh, die Kartoffeln zerstoß, das Gemüse talt; es war ein Stöbermahl.

Und der Junge war immer noch nicht da.

Schweigend saßen wir einander bei Tisch gegenüber. Hätten wir miteinander gesprochen, so wäre es zu einem Streit gekommen; den wollten wir beide vermeiden.

Wieder vertrat ein Viertelstunde. Da ertönte auf der Diele ein Geschrei, so schrill und gellend, als ob jemand bei lebendigem Leibe in Stücke geschnitten würde.

„Aha“, sagte ich, „nun ist er da.“ Das Geschrei nahm zu, es schwoll an zu einem Gedrüll, zu einem Geheul, das es durch das ganze Haus gellte.

Ich erhob mich von meinem Platze, meine Frau stand auch auf.

Jornig trat sie mir entgegen: „Du schlägst ihn nicht, hörst Du? Du schlägst ihn nicht, ich will es nicht haben.“

Ein wahrhaft teuflisches Gedrüll scholl zu uns hinüber; wir gingen beide hinaus.

Der Länge nach auf der Erde lag unser Stolz und unsere Freude, an der rechten Hand zog Wilhelm, an der linken Minna, der Schlitten, den Küter mit einem Band um die Brust zog, folgte hintereinander.

Ich trat näher: „Du siehst sofort auf!“ Ebenso gut hätte ich die Worte zu einem Toten, wie zu meinem Jungen sagen können. „Ich will Schlitten fahren, Schlitten will ich fahren!“

„Steh auf!“ donnerte ich. Er rührte sich nicht. Da gab ich Wilhelm einen Wink, der küßte, wo der Köhrlack lag, und eine Minute später hielt ich das Marterinstrument in der Hand.

„Wie denken wir nun?“ fragte ich. „Ich will Schlitten fahren.“ „Zunächst werde ich einmal mit Dir Schlitten fahren“, sagte ich, und ich hob den Jungen von der Erde empor. Gleich darauf aber legte ich ihn wieder hin; nein, wie sah der Bengel aus! Hätte er nicht noch behändlich geschrien, so hätte ich geglaubt, eine Schokoladenpuppe im Arm gehabt zu haben; er war braun von oben bis unten, sein Gesicht, seine Hände, seine blonden Haare waren braun, der ganze Junge war bespritzt, nein angefrischen mit einer kläffigen Schokolade.

Und das war mein Kind — schauernd wandte ich mich ab. Eine Minute später lag er aber dennoch, über dem väterlichen linken Knie, und er blieb da lange liegen.

„So“, sagte ich endlich, „mein Junge, nun kannst Du weiter Schlitten fahren.“

Ich dachte die Luft wäre ihm vergangen für alle Zeiten, aber laut brüllend, den Schlitten hinter sich herziehend, stürzte er zur Hausthür hinaus.

Wie die wilde Jagd wir alle hinter ihm her. Nach wenigen Sekunden war er Langmuth auf ihn ein; alles vergabens.

„Nichts“, gab er zur Antwort, „wir haben in der Allee gespielt, da war es ganz entschuldig schmutzig. Nüter sah auf dem Schlitten, den ich ziehen mußte, und wenn er hinterherfiel, drehte er sich immer ein paar Mal herum, ehe er wieder aufstand.“

Und Herr Küter brüllte, daß die Fenster scheibeln klirren.

Aus der Küche kam ungerufen die Köchin, ein großes Stück Marzipan, seine höchste Bombe, in der Hand haltend, es half nichts, er schrie weiter.

Da klingelte es an der Thür — Wilhelm öffnete.

„Nehmen die Herrschaften Besuch an?“

Es war ein junges Brautpaar, das auf der Visitation war.

Verleugern konnten wir uns ja nicht, so traten sie auf die Diele, und halb lachend, halb verlegen weiteten wir sie in die Veranlassung dieser Familienscene ein.

Aber wer wird denn so unartig sein?“ sagte die junge Braut freundlich. „Komm, gib Handchen.“

Und ehe ich es verhindern konnte, hatte der Junge seine Schokoladenhand in den seinen, weißen Glacehandschuh gelegt.

Nach rührte beinahe der Schlag, und ich stammelte Worte der Entschuldigung.

Jetzt waren der Zuschauer sieben; wir alle umfanden Nüter, der auf seinem Schlitten saß und ein Geheul ausstieß, im Vergleich mit dem das berühmte Siegesgeschrei der Saur-Zudanner Todtenstille ist.

Auf einmal war der Junge still, ganz mauschenstill: noch jagte wir uns alle verwundert an, da sagte er ganz ruhig und gelassen: „So, nun könnt Ihr alle weggehen.“

Und um des lieben Friedens Willen geschah nach seinen Worten: die Diensthöfen gingen an ihre Arbeit, wir führten unseren Besuch in das Wohnzimmer.

Als das Brautpaar uns verlassen hatte, gingen wir wieder in das Schlafzimmer den Jungen sein faubelrich gewaschen und von oben bis unten umgezogen am Tisch sitzen und Mittag essen.

Ich kannte meinen Herrn Sohn; irgend etwas mußte sein Inneres beschäftigt haben, daß er mit einem Male so artig war, ein plötzlicher Einfall mußte ihm gekommen sein.

Ich wollte ihn nicht fragen, er würde schon von selbst sprechen.

„Und richtig, wir sahen noch keine Minute neben ihm, da sagt er: Pappan, ich will gar nicht mehr Schlitten fahren, ich will nachher einen Sneemann bauen.“

„Der Junge, es liegt doch gar kein Schnee, sei doch nicht so fürchtlich dumm“, rief ich erregt.

Da sah er mich groß an und sagte: „Dann bau ich ohne Schnee.“

Flehend blickte ich zum Himmel empor. Da sah ich wie tausend und aberlaupend Floden herniederseelen und die Erde mit einem weißen Mantel bedeckten.

Ein Jubelschrei entrang sich meinen Lippen und ich glaubte, ich habe mich über den ersten Schnee, der nun wirklich liegen blieb, mehr getraut als mein Junge, der nun mit seinem Schlitten wieder von dannen zog. Ich war dem Himmel dankbar, daß er mir nach den Leiden des heutigen Tages wenigstens die Bekanntheit mit einem Schneemann, der ohne Schnee erbaut war, ersparte.

Wie hätte der Schneemann und last not least wie hätte wohl mein Junge ausgehört? Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Die Diamanten des Wittwers. Kriminal Skizze von P. v. A.

Herr Emmet Wall-Street war zu der Ansicht gekommen, daß die wundervollen Brillant-Öhringe, welche seine verstorbene Gattin besaßen, als todes Kapital ihren Beruf, zu glängen, vererbten. Frau Wall-Street war eine überaus praktische Dame gewesen. Sie würde es nicht für pietätlos gehalten

haben, wenn ihr Gemahl sich des Schmüdes entäußerte, der nur schmerzliche Erinnerungen in ihm wachrief.

Der Emmet Wall-Street hatte sich die Frage vielfach und mit großem Ernste vorgelegt. Wer möchte es ihm verdenken, daß er sie schließlich immer nachdrücklicher in der von ihm gewünschten Weise beantwortete?

Nicht als ob Wall-Street etwa Geld gebraucht hätte. O nein, er war reich genug, um noch weit mehr Brillanten bei seinem übrigen Vermögen auf Lager halten zu können. Aber es wäre zwecklos gewesen, und so gab der einsame Wittwer in seinem engeren Bekanntenkreise seine Absicht kund, daß er sich für Geld und gute Worte von den Wontons zu trennen beabsichtigte.

Kurz darauf ließ sich der Altien-Makler Quintie C. Cooper von William Waller bei ihm anmelden, betrachtete die werthvollen Steine und erklärte sich bereit, ihnen derselben für den Preis von 1500 Dollars zu kaufen, vorausgesetzt, daß die Prüfung durch seinen Juwelier zufriedenstellend ausfalle, woran unter den obwaltenden Verhältnissen natürlich nicht zu zweifeln war.

Wall-Street konnte den Makler von Ansehen. Er wußte, daß seine Firma sich eines ausgezeichneten Rufes erfreue und nahm keinen Augenblick Anstand, ihm den kostbaren Stein gegen eine einfache Empfangsbescheinigung zu überlassen.

Zags darauf kam Cooper wieder und sagte in großer Aufregung: „Höchst milchige Geschichte, Ihr Diamant ist fort, verschunden aus dem Kassenschatz in meinem Bureau, ehe ich ihn noch einem Juwelier zeigen konnte. Die Sache scheint mir ein gar nicht zu lösendes Räthsel. Keiner von meinen Leuten hat die Kombination dieses Schranckes gekannt, außerdem möchte ich mich für die Ehrlichkeit eines jeden Einzelnen verbürgen. Leider bin ich genöthigt, morgen nach England abzureisen. Aufsuch ist unmöglich, doch werde ich schon in sechs Wochen zurückgekehrt sein. Unter diesen Umständen habe ich es für angezeigt gehalten, Sie unterzöglich zu benachrichtigen.“

„Danke“, erwiderte Wall-Street und sah den Makler theilnahmsvoll an. „Selbstverständlich leiste ich vollen Ersatz, falls der Stein nicht gefunden wird. Ich bitte Sie nur, die Polizei zu benachrichtigen und Detektives an's Werk zu setzen, natürlich auf meine Kosten, da ich in der unangenehmen Lage bin, Angesichts meiner bevorstehenden Abreise nur wenig thun zu können. Eins jedoch soll meinerseits sogleich geschehen: die Benachrichtigung der Diamantenhändler und Pfandleiher. Haben Sie die Güte, mir gefälligst den anderen Stein für einen Augenblick zu zeigen, damit ich eine genaue Beschreibung anfertigen kann.“

Bereitwillig entsprach Wall-Street dem Wunsche. Cooper machte rasch einige Notizen und gab den Öhring dankend zurück.

„Noch eins: ich möchte nicht, daß meine Leute von dem Diebstahl hören, so lange ich abwesend bin. Bitte, instruieren Sie daher den Detektiv, er solle mit größter Discretion verfahren und bei seinem Besuch in meinem Bureau möglichst nicht verrathen, welchen Zweck er verfolgt. Sie selbst haben ja meine Empfangsbescheinigung, die Sie für alle Fälle sicher stellt. Und nun bitte ich Sie tausend Mal um Entschuldigung wegen der Mühe, die ich Ihnen zu meinem tiefen Leidwesen verursachen muß.“

Damit ging er. Wall-Street begab sich nun unterzöglich nach dem Polizei-Hauptquartier, und Tom Keller, einer der geschicktesten Detektives, wurde mit dem Falle betraut.

In dem zu ebener Erde gelegenen Bureau des Maklers war nichts zu ermitteln.

Es befanden sich dort zwei Geschäfte, beide so gestellt, daß sie von der Straße aus gesehen werden konnten. Der Dieb gehörte also scheinbar zu den gewöhnlichen, er mußte vielmehr in der nächsten Nähe des Versteckens gesucht werden. Daß von der Geschichte nichts ruhbar werden durfte, machte die Entdeckung natürlich weit schwieriger.

Nachdem die Detektive seinen Auftraggeber auf, um das Gegenstück des verschwandenen Öhrings in Augenschein zu nehmen.

Wall-Street holte den kostbaren Stein hervor und Keller hielt ihn drüßlich auf der flachen Hand, als er plötzlich einen Kuß der Verherrschung ausstieß.

„Dieses ist wirklich Ihr Öhring?“ „Ja, warum?“ „Weil es kein Brillant ist, sondern wertloses Glas.“

W—a—a—! rief ganz blaß Wall-Street. „Wie wäre es möglich? Erst vor zwei Monaten habe ich den Stein bei dem alten Juwelier Garniser ab-schätzen lassen.“

Erzobem halte ich meine Behauptung aufrecht. Gehen wir zu einem Schiedsverfahren und lassen wir den sprechen.“

Der Detektiv behielt Recht. Der Stein war falsch, dem echten Öhring in Form und Größe genau entsprechend. Hatte der Makler die Gelegenheit benützt, als er zum zweiten Male kam, den echten Stein gegen den wertlosen nachgemachten einzutauschen? Dann war auch der andere Öhring nicht gestohlen! Aber der Mann stand in

hohem Ansehen. Er galt für reich und verkehrte in der besten Gesellschaft. Was thun? Warten, bis Cooper wiederkam. So oder so mußte sich dann das Räthsel lösen, wenigstens so weit er selbst in Frage kam. In der Zwischenzeit aber hieß es aufpassen, es die echten Steine nicht irgendwo zum Vorhinein lassen.

So vergingen einige Wochen. Da gelangte eines Abends über das Telefon nach dem Polizeihauptquartier für den Detektiv Tom Keller eine eilige Botschaft, die ihn nach dem Metropolitan Opernhaus betraf. Dort fand er im Foyer ungeduldig auf- und abgehend Herrn Emmet Wall-Street.

„Ich habe den Diamanten gefunden und den Dieb dazu!“ sagte dieser, zitternd vor Erregung, zu dem Geheimpolitisten. „So! Wo?“ „In der achten Orchesterreihe, rechts. Folgen Sie mir.“

Als sie den Zuschauerraum betraten — es wurde Nigoletto gegeben — wurde auf der Bühne gerade das berühmte „Oa, wie trügerisch sind Weiberherzen“ gesungen.

Wall-Street reichte Tom Keller sein Opernglas und flüsterete: „Sehen Sie die Blondine in dem dritten Sitz von der Erde, Reihe acht? Sie ist größer als der Mann links von ihr.“

„Ich sehe!“

„Die Blondine trägt die Öhringe meiner Frau. Selbst die Fassung ist die alte geblieben; ich habe sie sofort erkannt. Ein Verthum ist nicht möglich; denn neben ihr sitzt der Makler aus William Street, dieser elende Schurke, der vor drei Wochen nach Europa gereist sein will!“

„Om, hm“, machte der Detektiv. „Den Makler Quintie C. Cooper kenne ich nicht, habe ihn meines Wissens auch nie gesehen; aber den da kenne ich: das ist einer der berüchtigtesten Chicagoer Schiebuben.“

„Ich bin ganz sicher“, fiel Wall-Street ein, „daß dieses der Mann ist, dem ich den Stein übergeben habe!“

„Nun, wir werden bald sehen, woran wir sind. Vielleicht hat Cooper einen Doppeltgänger. Warten wir bis zu Ende des Actes, um sein Aufsehen zu erregen. Bleiben Sie einweilen hier. Ich habe draußen einen von meinen Leuten gesehen, den will ich zur Sicherheit benachrichtigen. Das Paar entgeht uns nicht.“

„Quintie Cooper“ machte nicht viel Gesichtchen, als der zornbelebte Wall-Street und die beiden Detektives ihm gegenübertraten. Um so störrischer war seine Begleiterin, die im Polizei-Hauptquartier, wohin das Pärchen geschickt wurde, fürchterlich zu toben begann. Aber es half ihr nichts, wenn sie auch schließlich allerdings mit bloßen Ohrläppchen entlassen werden mußte, da sie von dem eigentlichen Ursprung der Öhringe augenscheinlich keine Ahnung gehabt hatte.

Der Diamantendieb war nun allerdings nicht mit dem Altien-Makler Quintie C. Cooper identisch. Als dieser aus Europa zurückkehrte, zeigte sich aber, daß in der That eine erstaunliche Aehnlichkeit zwischen ihm und einem gefährlichen Chicagoer Schiebuben bestand. Auf diese Aehnlichkeit und Cooper's Reise, von der er zufällig erfahren, hatte der Gauner seinen verwegenen Plan gebaut, der ihm so ganz gelungen war. Hätte er von dem Kaufmann des Herrn Emmet Wall-Street nicht eine so geringe Meinung gehabt, daß er ihm den Besuch einer italienischen Oper nicht zu trauerte, würde die Sache vielleicht niemals entdekt worden sein.

So aber sitzt der Pseudo-Cooper — für einige Jahre ungeschädlich — im Zuchthaus.

Undank ist der Welt Lohn. Ein alter Seemann erzählt dem „Hann. Kur.“ folgende Schurre: Ich war vor mehr als 50 Jahren Matrose auf einer Bart. Wir lagen in Curaçao einige Zeit vor Anker und arbeiteten an der Reinigung und Ausrüstung unseres Schiffes. Der Kapitän war an Land gegangen. Es war notwendig, einen schärferen Anker von der Mitte des Schiffes nach dem Hintertheil zu befördern. Der Steuermann und vier Matrosen konnten den Anker nur mühsam fortbewegen, und deshalb rief der Steuermann dem Schiffsfloß zu: „Du, Hein, laß mal'n bitten mit an.“ „Gewiß!“ Wo soll das Hieher denn sein?“ Mit einem kräftigen Ruck, zum Erstaunen Aller, nahm der Floß den Anker auf die Schulter und schlepte ihn achter! — um dann wieder an seinen Kochtopf zu gehen.

Als der Steuermann dem Kapitän von der Riesenleistung des Kochs erzählte, ließ dieser den Kommandanten der Küche rufen, der angesichts der blanken Thaler, die in der Kajüte aufgezählt waren, auf eine Belohnung rechnen zu können glaubte. „Du, Hein“, begann der Kapitän, „Du bist ja ein bannig fixer Keel, oder ich kann Di nicht gebrauchen! Hier is Dien Lohn vor twee Monat. Nu mant, daß Du von Boord kümmt. Wenn Du mal wieder wärst, schleit Du de Mannschaft alle Ankern entwei! Adjus mien guter Heint!“

Falsch verstanden. Dame (zum Bergführer): „Sind Sie nicht auch immer berauscht bei diesen herrlichen Anblick?“

Führer: „Randmal scho —“

„Ebenso gut hätte ich die Worte zu einem Toten, wie zu meinem Jungen sagen können.“